

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die schweizerische Baukunst**

Band (Jahr): **2 (1910)**

Heft 13

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Areal der ehemaligen St. Annakapelle, im „Goldenen Winkel“ nach den Plänen und unter Leitung der Architekten (B. S. A.) B i s c h o f f & W e i d e l i in Zürich gemeinsam erstellen. Die Mathilde Escher-Stiftung, eine Anstalt für schwächliche und krüppelhafte Kinder, ist aufs Land verlegt worden. An Stelle der mit der Anstalt verbundenen „Neuen St. Annakapelle“, in welcher landeskirchlicher Gottesdienst gehalten wurde, ist zwischen dem Freien Gymnasium und dem Neubau des Christl. Vereins junger Männer wiederum eine „Neue St. Annakapelle“ eingebaut worden, die der ganzen Anlage ein stiftartiges Gepräge gibt und noch im Laufe dieses Sommers eingeweiht werden soll. Von den drei zusammenhängenden Hauptgebäuden ist das Freie Gymnasium am schnellsten fertig geworden.

Nach außen stellt sich das verputzte, dreistöckige Haus, das nach der Straßenseite einige Geschäftsräume enthält, mit dem schöngeformten Siedelbach ungemein behäbig und ansprechend dar. Der Eingang für die Schule ist seitlich von der St. Annastraße aus. Durch eine offene Spielhalle, die unter dem ganzen Gebäude sich hinzieht, gelangt man ins Innere, das mit größter Sorgfalt nach einheitlichen praktischen und ästhetischen Grundsätzen ausgestattet ist. Alles macht den Eindruck größter Solidität. Der Bau selber ist zum Teil aus Eisenbeton, der von der Firma Bäschlin-Gierz ausgeführt wurde, zum Teil gemauert; die Treppe ist ganz aus Granit. Die Mauern sind meist getüncht und mit schablonierter, in hellen Farben gehaltener Malerei ansprechend geschmückt. Der Boden ist in den Gängen mit roten Platten, in den Sälen und Sämmern mit Kielesum belegt. Alles, was für den Schulbetrieb erforderlich ist, wurde nach den neuesten Ansprüchen durchgeführt. Hier zehn helle und geräumige, mit Reproduktionen nach bekannten Kunstwerken geschmückte Klassenzimmer stehen dem Gymnasium zur Verfügung, daneben umfaßt das Haus eine als Singaal dienende Aula, in der naturgemäß der Schmuck etwas reicher ausgebildet wurde, einen großen Zeichensaal im obersten Geschos, Säle für Physik, Chemie, Handfertigkeitsunterricht, Lehrer- und Rektorzimmer, Wohnungen für den Rektor und den Abwart usw. Eine Neuerung bildet ein Laboratorium, in dem die Schüler außerhalb der Unterrichtsstunden unter Aufsicht der Lehrer chemische und physikalische Experimente vornehmen können. Das Lehrerzimmer und das Rektorzimmer, dem ein kleiner Warteraum vorgelegt ist, sind nach den Zeichnungen der Architekten möbliert, einfach und praktisch. Das Haus, das rund 700 000 Fr. kostete, bildet eine wirkliche Bereicherung des architektonischen Bildes der Stadt Zürich.

Wiedikon-Zürich, Pfarrhausbau.

Die Kirchgemeinde Wiedikon beschloß den Bau eines Pfarrhauses nach den Plänen von Architekt (B. S. A.) A d o l f B r ä m i n in Zürich mit einem Kostenaufwand von 55 000 Fr.

Für die Baupraxis.

Über den Mörtel und seine Zusätze.

Im Sächsischen Ingenieur- und Architekten-Verein hielt Oberbaurat N o t h e r einen interessanten Vortrag über dieses Thema, dem wir nach dem Bericht der „Deutschen Bauzeitung“ folgendes entnehmen:

Seit Jahrhunderten schon hat man sich mit der Mörtelfrage beschäftigt und noch ist sie weit von ihrer Lösung entfernt. Erst seit der Erfindung des Zementes entstand das Bedürfnis nach besseren Mörteln. Eine Aufklärung der bei der Erhärtung des Zementes obwaltenden Vorgänge wurde erst möglich, seit die Chemie durch Lavoisier zu weiterer Entwicklung gekommen ist. Diese Vorgänge sind anders bei Graufalk als bei Weißfalk. Bei Graufalk und Zement besteht das Festwerden in einem Prozeß, bei dem sich kiesel-säure Tonerde und Kalksalze bilden. Die erste Erstarrung ist dem Kiesel-säure- und Tonerdegehalt zu danken, die spätere Erhärtung wird durch langsame Bildung von Kalkkristallen verursacht, die den Moleküllhaufen durchschneiden, ebenso wie bei der Erhärtung von Traß (eine Trachytlava) überschüssiger Kalk nach und nach kristallisiert. Veranlaßt wird er dazu durch die Anwesenheit der Kiesel-säure und deren kolloidalen (gallertartigen) Zustand, durch den die Kiesel-säure befähigt wird, sich dem Kalk in seinen kleinsten Teilen zu nähern. Der im Zement vorhandene Ueber-schuß von Kalk führt zu den bekannten Ausblühungen von kohlensauren Magnesia und Kalksalzen.

Medner besprach hierauf den Mörtel bei den Völkern des Altertums; Ägypter und Babylonier benutzten Erdspeck, dem wir uns heute in der Wunneschen Emulsion und dem Wiber-mörtel wieder zuwenden. Die Griechen mauerten trocken. Die Römer waren Mörtelspezialisten und arbeiteten mit langgesumpftem Kalk bei

Weißfalken und mit frisch auf der Baustelle gebranntem Kalk bei Graufalken. In der Neuzeit bereiten Italiener und Franzosen einen guten Mörtel aus Mar-seiller Kalk. Bei den Handmörteln ge-währen reiner Sand, gutes Wasser, innige Mischung, frisch ge-brannter Graufalk und gut gesumpfter Weißfalk gute Mörtel.

Die Erkenntnis von der Wichtigkeit einer innigen Mischung führte zu den Mörtelmühlen und -maschinen, deren älteste Mährwerke waren. Sie sind dann weiter als Beton-Mischmaschinen ausgebildet und dadurch hohe Betonfestigkeiten erzielt worden. Beschränkte Baupläge und teure Handarbeit verursachten die Fabrikmörtel.

Die Eigenschaften der Kalkmörtel sind abhängig von der Herkunft des Kalkes, der Güte des Sandes, dem Wasserzusatz und der Behand-lung des Mörtels. Um Trockenrisse zu vermeiden, darf die Mischung nicht zu fett sein. Puzschichten sollten in mindestens drei Lagen aufgebracht werden, um Puzrisse zu verhüten. Nach dem 15. Sep-tember sollte überhaupt nicht mehr gepuzt werden.

Von den Beimischungen, die man den Kalken gibt, kommen haupt-sächlich in Frage: 1. Staubfalk, der nicht zu empfehlen ist und 2. Zement. Durch ihn wird eine gleichmäßige Erhärtung erzielt, wobei ein gutes Durcharbeiten erforderlich ist. Da Zement sehr teuer ist, wird er in der Hauptsache nur Puzmörteln zuzusetzen sein. 3. Sichelmehl. Dieser Zusatz, der leider abgekommen ist, ergibt einen außerordentlich festen Mörtel. Der Vortragende hat zum Auspuken größerer Bauwerke Sand aus der Braunkohlenformation verwendet und dadurch solche Festigkeiten erreicht, daß das Mauer-werk nicht wieder ausgefugt zu werden braucht. 4. Traß. Derselbe wird mit Vorteil bei Talsperren verwendet, da durch ihn Wasser-undurchlässigkeit, große Festigkeit und Elastizität erzielt werden.

Der Vortragende schließt mit dem Hinweis, daß die Wieder-verbreitung der Erhärtungstheorie nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern unter allen denen, die den Mörtel unmittelbar verwenden, außerordentlich nötig sei.

Literatur.

Jesuitismus und Barockskulptur in Rom.

Von Walter Weibel. Mit 6 Tafeln. Zur Kunst-geschichte des Auslandes. Heft 70. Straßburg 1909. Ed. Heig. Preis geh. M. 6,—.

Ein Werk, das die Aufgabe übernimmt, bestimmte Stile und Richtungen der bildenden Kunst aus kulturgeschichtlichen Faktoren zu erklären, muß willkommen geheißen werden. W. übernahm die Interpretation der Skulpturen Berninis auf Grund der Literatur der Gegenreformation, deren Wirkungen sich vielfach über das erste Drittel des 17. Jahrhunderts hinaus erstreckten. Das sehr reich-haltige Literaturverzeichnis, sowie die (leider mit fortlaufender Nummerierung erst nach dem Text gedruckten) Noten zeigen, daß der Verfasser die Literatur der Gegenreformation gründlich studiert hat. Zahlreiche Belege überzeugen den Leser von den direkten und oft sehr innigen Zusammenhängen zwischen dem religiösen Leben innerhalb der Gesellschaft Jesu und den künstlerischen Grundsätzen Berninis, auf den ohne Zweifel auch der spanische Mystiker Don Miguel de Molinos großen Einfluß ausgeübt hat. Diese hoch-interessanten Beziehungen, die in der früheren Literatur nur in beiläufigen Bemerkungen Erwähnung fanden, hat W. in verdienst-voller Weise zum Gegenstand einer eigenen Monographie gemacht und somit neue Gesichtspunkte zur Beurteilung des römischen Barockstils und seines genialsten Vertreters, Berninis, aufgestellt, was um so mehr zu begrüßen ist, als Jakob Burckhardts abfällige Urteile leider immer noch das Urteil der Gegenwart bestimmen.

Freilich wird man sich fragen müssen, ob der Naturalismus in Berninis Skulpturen a u s s c h l i e ß l i c h darauf beruht, in Pa-rallele zu den r e l i g i ö s e n S c h r i f t e n u n d P r e d i g t e n der J e s u i t e n, alle geistigen Vorgänge zu einem sinnlichen Erlebnis zu machen. Bei Anlaß der geistlichen Theater hätte Pozzo mit einem Worte erwähnt werden dürfen. Erschöpfend ist die raffinierte Technik Berninis analysiert; auch ist das Verhältnis zwischen Architektur und Plastik, d. h. die Präpotenz der letzteren, wo beide zusammenwirken sollen, gebührend hervorgehoben. Als Hauptmittel zu wirksamer Darstellung des Affektes gilt mit Recht die Bewegung, d. h. die sichtliche Vermeidung der horizontalen und Vertikalen, als wichtige Probleme die diagonale Komposition und das Transitorische. Was den Beschauer am meisten frappiert, sind die oft so ingeniosen Lichteffekte.

Sehr erwünscht wäre statt der Umgehung der Frage eine Dar-legung des „Malerischen“ in der Skulptur, das doch wohl ebensosehr auf Licht- und Schattenwirkung wie auf dem Motiv der „Deckung“ beruht. Weitere Kapitel widmet der Verfasser den Allegorien, die

in religiöser und weltlicher Literatur dieselbe Rolle spielten und sich natürlich auch in der Kunst geltend machen mußten. Die Verechtigung, gewisse Engelsstatuen als „Repräsentanten bestimmter Seelenzustände“ unter die Allegorien einzureihen, erscheint mir doch fraglich. Wertvoll sind die Darlegungen über die Verwendung von Schädeln und ganzen Skeletten in der Kunst. Zu der interessanten Schilderung derjenigen Epoche, in welcher sich in der römischen Kirche wieder wie im Mittelalter ein starkes Gefühl des Absolutismus geltend machte, bringt W. wertvolle literarische Belege. Sehr verdankenswert ist die Interpretation der viel verlästerten Theresengruppe, wobei der Verfasser nachweist, daß sich Bernini genau an die eigenhändigen Aufzeichnungen der hysterischen oder epileptischen Nonne gehalten, daß er sich das Physiologische solcher Vorgänge durchaus klar machte, und daß daher der Anschein unziemender Erotik herrührte. Man möge sich aber selbst davon überzeugen, in welch sehr weltlichen Tönen der katholische Quietismus und seine Visionäre die Liebe zu Jesu schildern. — Die Letztüre von W.s Buch überzeugt den Leser vom großen Einfluß der Jesuiten auf Berninis Kunst; wenn ich sage, daß ein solcher Nachweis auch für das 16. Jahrhundert geführt werden, daß auch untersucht werden sollte, ob nur die Jesuiten und nicht auch andere Orden einen solchen Einfluß ausüben konnten, so soll dies kein Vorwurf, sondern eine Anregung sein, diese wertvollen Studien weiter auszubauen. Wie Fraschetti identifiziert W. den höchsten dekorativen Stil mit Jesuitenkunst, was allenfalls für Rom zulässig ist. Wenn W. wirklich glaubt, das Grabmal Pauls III. habe von vornherein in dieser Form an der heutigen Stelle gestanden, so ist dies ein Irrtum; Urban VIII. ließ es 1628 in reduzierter Form an seinen heutigen Standort bringen. In Anm. 47 nennt der Verfasser das Grabmal Clemens' VIII., das sich aber nicht, wie der Text sagt, in Sta. Maria sopra Minerva, sondern in Sta. Maria Maggiore befindet; wahrscheinlich meinte W. eines der Grabmäler der Eltern dieses Papstes. Wenn der Verfasser p. 52 einen dekorativen Fries mit antiken Werken in Parallele setzt, so wäre ein Nachweis erforderlich. Den Schluß der Abhandlung bildet ein Exkurs über die römischen Bildhauer im 17. Jahrhundert. K. Eicher.

Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Lage. Auch eine Frage des Heimatschutzes.

Von Kgl. Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt. Großoktav. 72 Seiten mit 45 Abbildungen. Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig. Geh. —,60 M.

Die kleine, gut ausgestattete Broschüre beschäftigt sich ausschließlich mit deutschen Verhältnissen. Als Anregung aber, und da sie mit viel Wärme auf ein auch von unseren modernen Architekten meist wenig gewürdigtes Baumaterial aufmerksam macht, verdient sie gleichwohl in der Schweiz Beachtung.

Es ist ja allerdings beinahe komisch, wenn Haupt den bösen „Heimatschutz“ verdächtigt, die neuzeitliche Vernachlässigung des Backsteinbaus verursacht zu haben, „die Anwendung des wirklich bodenständigen, dem Boden entwachsenen Baumaterials, das ja doch für die größten Teile Deutschlands aus Siegel und Holz besteht.“ Wir wollen nicht unterfragen, wie weit diese Behauptung für Deutschland stimmt, und nur darauf hinweisen, daß in der Schweiz der Backsteinbau in ganz wenigen Landesteilen „bodenständig“ ist, daß er aber gleichwohl verdiente, mehr als bisher berücksichtigt zu werden; denn er ist als Material fähig, vom kunstverständigen Architekten zu ansprechenden, der Landschaft eingepaßten Bauwerken benutzt zu werden. Und der „Schweizerische Heimatschutz“, der ja verschiedentlich mit Nachdruck betont hat, daß er durchaus nicht einzig und allein das Alte als schön erachte, sondern jede harmonische Neuschöpfung begrüße, wird sich gewiß über die künstlerische Verwendung eines neuen Baumaterials herzlich freuen.

Leider aber ist die neuzeitliche Anwendung des Backsteinbaus in Deutschland durchaus nicht einwandfrei und wenn man die Beispiele, die Haupt davon in Bildern gibt, bezieht, begreift man, warum der deutsche Heimatschutz dagegen Stellung zu nehmen gezwungen ist. Die Villa Hoffmann in Friedenau mit Giebelmotiven eines prunkvollen Patrizierhauses oder das Haus Eichweide in Hannover sind Gegenbeispiele im Sinne Schulze-Naumburgs, nicht weil sie in Backsteinen erbaut sind, sondern weil sie in ihrer Zerissenheit und prophanhaft überladenen Dekoration jedes Gefühl für künstlerisches Maßhalten vermissen lassen. Wie einheitlich und trotz aller Pracht doch maßhaltend sind dagegen die zahlreich dargestellten älteren deutschen Backsteinbauten.

So gibt die Schrift in mannigfacher Beziehung Anregung und brauchbare Winke. Und in diesem Sinne möchte ich das Büchlein des verdienstvollen Verfassers auch schweizerischen Lesern bestens empfehlen. E. H. B.

Diesem Heft ist als Kunstbeilage VII eine Ansicht des Landhauses „Obere Halden“ in Winterthur nach einer Photographie von H. Link, Winterthur, beigegeben.

Wettbewerbe.

Biel. Krematorium. (S. 116 und 172.)

Da der Feuerbestattungsverein beschloß, den an erster Stelle prämierten Entwurf vom Wettbewerb auszuschließen (vergleiche S. 172), ist die endgültige Reihenfolge der Preise folgende:

- I. Preis wird nicht erteilt.
- II. Preis «ex aequo» (550 Fr.) Architekt A. Jeanmaire, Biel.
- II. Preis «ex aequo» (550 Fr.) Architekt A. Haag, Biel.
- III. Preis (400 Fr.) Architekten Moser & Schürch, Biel.

Lausanne. Schweizerische Volksbank.

Die Schweizer Volksbank hatte zur Gewinnung von Entwürfen für ein Bankgebäude in Lausanne, Ecke der Rue du Grand Pont und der projektierten Rue Michard, einen auf Lausanner Architekten beschränkten Wettbewerb ausgeschrieben. Das Preisgericht, dem die Architekten L. Hertling in Freiburg, Fr. Widmer, i. Ja. Bracher & Widmer in Bern, Ed. Joos in Bern, der Generaldirektor der Schweizer Volksbank in Bern, A. D. Chsner und der Direktor der Schweizer Volksbank in Lausanne, A. Rothén, angehörten, hat die zur Verfügung stehende Summe von 6000 Fr. folgendermaßen verteilt:

- I. Preis (2200 Fr.) Architekt (B. S. A.) Georges Epitaur in Lausanne.
- II. Preis (2000 Fr.) den Architekten Tailens & Dubois in Lausanne.
- III. Preis (1800 Fr.) Architekt Henry Meyer in Lausanne.

Nach den Bestimmungen des Wettbewerbs-Programms erhält der Gewinner des I. Preises eine Zuschlagsprämie von 1000 Fr., falls er nicht mit der Ausführung betraut wird.

Die sämtlichen eingegangenen Arbeiten waren Anfang Juni zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

St. Gallen. Gewerbeschulhaus bei St. Mangen.

Der Schulrat der Stadt St. Gallen schreibt unter den im Kanton St. Gallen wohnenden Architekten einen Wettbewerb aus zur Erlangung von Plänen für ein Gewerbeschulhaus in St. Mangen mit dem 20. September 1910 als Einlieferungs-termin. Das Preisgericht, dem 5000 Fr. zur Prämierung von mindestens drei Entwürfen zur Verfügung stehen, setzt sich zusammen aus den Herren Schulratspräsident Dr. E. Reichenbach, St. Gallen, Kantonsbaumeister A. Ehrensperger, St. Gallen, Architekt (B. S. A.) Professor R. Rittmeyer, Winterthur, Architekt Oberst P. Ulrich, Zürich, und Architekt Rat. Rat. E. Wild, St. Gallen.

Das Haus, das Untergeschoß, drei Stockwerke und einen ausgebauten Dachstuhl enthalten und leicht erweiterbar unter Berücksichtigung des Charakters des dortigen Stadtteils in einfach bürgerlicher Bauweise entworfen werden soll, ist für die Gewerbeschule der Stadt bestimmt, die in Tages- und Abendkursen Unterricht in zeichnerischen und theoretischen Fächern, sowie in Holz- und Tonmodellierung erteilt. Eine Anzahl Säle sind als permanent offene Studiensäle einzurichten; eine Ergänzung des Anfalls-Programms durch weiteren Werkstätten-Unterricht ist vorgesehen.

Das genaue Programm mit einem Lageplan ist von der Kanzlei des Schulrats der Stadt St. Gallen kostenlos zu beziehen.

Winterthur. Kirchgemeindehaus. (S. 76 und 88).

Das Preisgericht, das am 13. und 14. Juni zusammentrat, hat unter den eingegangenen 46 Entwürfen folgende Preise verteilt:

- I. Preis (1400 Fr.) den Architekten (B. S. A.) Kunzler & Gysler, Zürich.
- II. Preis (1200 Fr.) den Architekten Ründig & Dettiker, Zürich V.
- III. Preis (1000 Fr.) den Architekten Bollert & Herter, Zürich I.
- IV. Preis (800 Fr.) den Architekten Bridler & Böski, Winterthur.
- V. Preis (600 Fr.) Architekt E. Usteri-Gaesi, Zürich I., unter Mitarbeit von Architekt B. Winkler, Zürich.

Sämtliche Projekte waren bis Ende Juni im Stadthaus Winterthur öffentlich ausgestellt.